

Das Portrait in meines Onkels Speisezimmer.

Nach dem Englischen. Frei übertragen von M. Markus.

(3. Fortsetzung.)

Schweigend schritten wir vorwärts; endlich sagte der Baron zu mir: „Sie haben die Stimmung dieser Leute gesehen; man weiß nicht, wie weit sie gehen werden. Es ist daher Zeit, an unsere Sicherheit zu denken. Wir werden nicht mehr in's Dorf hinabgehen.“ „Ganz meine Meinung“, rief die Baronin; „unser Tochter soll in der Schlosskapelle getraut werden. Dente nur, Boinet hörte die Menschen hinter uns sagen, in allen Pfarreien seien die abgeschlossenen Siege der Schloßherrschafft weggeschafft worden; vielleicht wirst Du gezwungen sein, auch den unseren zu entfernen.“ „Niemals!“ erwiderte fest der Baron; „ohne Bögen habe ich alle perfidien Vorrechte, alle Feinden und Abgaben aufgegeben; aber nie in meinem Leben werde ich auf meine Ehrenrechte verzichten. Nur Gewalt kann mich deren berauben.“

Als wir im Schloße anlangten, suchte ich vergebens Mademoiselle de Malpeire zu sprechen; mit Geschicklichkeit mußte sie jede Gelegenheit zu vermeiden. Erst im Laufe des Nachmittags, als wir in den Garten hinabstiegen, gelang es mir, sie auf der Treppe aufzuhalten, und in tiefer Erregung sagte ich ihr: „Können Sie mir mein Glück nicht verzehren? Wenn Sie die Innigkeit meiner Liebe kennen, Sie würden gewiß mit Ihrer Reue nicht versagen.“ Und als sie stumm weiter eilte, setzte ich hinzu: „Lassen Sie mich Ihnen von meiner Liebe erzählen. Jetzt werden Sie es doch wohl erlauben, wo Sie auf mich als Ihren künftigen Gatten blicken.“ „Sie sagten besser, den höchsten Bieter auf meine Hand.“ „Entgegnete sie mit bitterem Spott.“ In diesem Augenblick, ich weiß nicht, warum, durchsuchte mich ein finsterner Argwohn. Mit unbestimmter, aber heftiger Eifer suchte ich aus: „Sie lieben einen Andern. Wer ist es, den Sie mir vorziehen?“ „Sie werden es bald erfahren“, war die fühne Antwort, und ohne ein weiteres Wort eilte Fräulein von Malpeire in den Garten.

7. Kapitel.

Mademoiselle de Malpeire's Heirath.

Leider muß ich bekennen, daß ich mich selbst nach dieser Unterredung nicht entschließen konnte, Fräulein von Malpeire aufzugeben. Meine Liebe machte mich selbstsüchtig und tyrannisch, und die Idee einer erzwungenen Heirath schien mir nicht mehr so verabscheuenswerth wie früher. Solche und ähnliche Gedanken kreuzten in mir, während ich neben der Baronin auf der Terrasse saß und den Spielen auf der Dorfweide zusah.

„Sehen Sie, lieber Marquis“, rief die Baronin mir zu, „dort beginnen die Ringämpfe.“

Zwei halbnaakte Männer traten in eine von niederen Holzlaten umsäunte längliche Arena, an deren einem Ende auf einem kleinen Gerüste das Jinnerservice blühte, während an dem anderen Ende ein schwaches Orchester die unerträglichsten Töne hervorbrachte. Einer der Männer lag bald am Boden und verließ dann schweigend den Ringplatz. Der Andere stand ruhig in der Mitte und erwartete einen neuen Kämpfer, dem er seinerseits unterlag. So folgte unter dem Jauchzen und mehr oder minder lebhaftem Beifalle der Menge ein Sieger dem anderen. Nach den beiden ersten Kampfängen meinte die Baronin, die Sache sei herzlich eintönig, da doch sicherlich der Abbat zum Schluß alle niederwerfen werde, wie er schon voriges Jahr gethan habe.

Die Stärke dieses Pinatel ist ganz außerordentlich“, bemerkte der Baron; „er ist aber auch ein vorzüglicher Wüthender. Wenn er im heftigen Dorfe lebte, würde ich ihm Choisset's Stelle für die Zukunft versprochen und ihn in der Zwischenzeit als Horslauffeher verwenden.“

Die Baronin führte mich durch ihrer Tochter Zimmer, das am Ende des von Frau von Malpeire bewohnten Flügels in einem vorspringenden Thurm, einem früheren Wachtthurme, lag, auf einen kleinen, hier über dem Abgrund hängenden Balkon. Aber bald zog sie sich zurück. „Ich kann hier nicht stehen, ohne schwindlig zu werden. Meiner Tochter Nerven sind stärker. Ich habe sie oft an Monatschein-Abenden, mit dem Elfenbogen auf dieser kleinen Ballustrade lehnd, in die Landschaft hinausstarren gesehen.“ Ich beugte mich über das Geländer, um mit den Augen die Höhe zu messen, und überzeuge mich, daß, selbst wenn hier ein Romeo existirte, Julia's Balkon unersteigbar war.

Kurz vor Sonnenuntergang drang lautes Rufen zu uns herauf, und das Jinnerservice verschwand von dem Gerüste. „Das Spiel ist zu Ende“, sagte die Baronin, indem sie durch die Maschinen ihres Fächers hinabblies. „Der Sieger ist bekannt gemacht und kommt mit seiner Begleiterin hierher. Sie werden bald hier sein. Laßt uns hinein gehen.“ Es wurde bald dunkel; aber

die Bauern zündeten Kienfadeln an, deren flackerndes Licht eine eigentümliche, bewegliche Illumination bildete, als ihre Träger den Berg herantiegen. Nach wenigen Minuten kam Choisset, der Leijäger, in den Salon. „Der Abbat ist da!“ meldete er hastig; „eine große Menge folgt ihm. Ich erwarte des Herrn Baron's Befehle.“

„Niemand als der Abbat und seine zwölf Genossen werden eingelassen“, antwortete der Baron; „und wenn von den Andern Jemand den Eintritt erzwingen will, so thut, wie ich Euch schon vorher gesagt habe.“ „Kommt“, sagte die Baronin lächelnd, „laßt uns gehen, diesen tapferen Schäfern Audienz zu gewähren. Ihre Hand, Herr Baron! Kommt mit uns, Kleine.“ Setzte sie zu ihrer Tochter gewandt hinzu. Fräulein von Malpeire folgte ihren Eltern, die zusammengeschaltene blaue Schärpe in der Hand haltend. Sie sah sehr blaß aus, und ich bemerkte, daß ihre Hände zitterten.

Alle gingen herunter, nur ich blieb zurück. Die ganze Sache war mir unangenehm, und ich mochte bei der Uebernehmung der Schärpe nicht zu gegen sein. Unmuthig blickte ich aus dem Fenster in die dunkle Nacht hinaus, die kein Mond und keine Sterne erhellen. Ich dachte an Marie de Malpeire's Worte zurück, und die verschiedenartigen Gefühle stürmten auf mich ein. Nach einer Weile glaubte ich eine Figur unterhalb des Fensters an der Mauer vorbeischieben zu sehen, wie Jemand, der seinen Weg im Dunkel sucht. Obgleich hierin nichts Besonderes lag, wurde doch meine Aufmerksamkeit reger, und ich suchte der unbestimmten Gestalt mit den Augen zu folgen; aber die Dunkelheit war so groß, daß sie verschwand, ohne daß ich bemerken konnte, welchen Weg sie eingeschlagen hatte. Einen Augenblick darauf sprang Frau von Malpeire's kleiner Hund aus und bellte. Ich glaubte in dem Bouboir, das mir zum Aelzer gebient hatte, und dessen Thür gerade halb offen stand, leise Fußtritte zu hören; und zwar war dieser Eindruck so stark, daß ich ausrief: „Wer ist da?“ Keine Antwort. Ich nahm einen Leuchter und ging in das Bouboir; das Hündchen, noch immer bellend, folgte mir. Die zu der Treppe nach dem Garten führende Thür war geöffnet; dies war nichts Seltenes an solch warmen Abenden. Niemand war im Zimmer, aber ich bildete mir ein, den verhallenden Schall sich entfernender Schritte zu hören. Ich schloß, daß Jemand von der Dienerschaft auf diesem Wege in den Garten hinabgestiegen sei, und lehrte in den Salon zurück. Ungefähr eine halbe Stunde später kam Mme. de Malpeire und warf sich auf das Sopha mit den Worten: „Ich bin ganz erschöpft.“ Ich glaube, ich habe nie in meinem Leben so sehr gelacht. „War denn der Empfang ein so erheitern-der?“ fragte ich erstaunt. „O, Sie sollen Alles hören“, rief die gute Dame unter neuem Lachen. „Malen Sie sich nur selbst die Szene aus. Der Abbat und sein Gefolge warteten in der grünen Halle, die Häupter entblößt und ganz respektvoll. Als meine Tochter vortrat, ließ der lange Kerl sich in der galantesten Weise auf die Kniee nieder; sie beugte sich über ihn und legte ihm die Schärpe über die Brust unter dem lauten Applaus der Uebrigen. Dann stand der Abbat auf und hielt eine kleine Rede an mich. Während er so vor mir stand, konnte ich ihn recht betrachten; er ist wahrhaft ein Riese; die Federn auf meinem Kopfe reichten kaum bis an seine Ellenbogen. Als er geendet hatte, wandte ich mich an den Baron und sagte: „Wollen Sie dem jungen Mann meinen Dank sagen; da ich das Provençalische nicht kenne, habe ich seiner Rede nicht folgen können, bin aber nichts desto weniger sehr erfreut über seine Freundlichkeit.“

„Wie, Madame?“ rief mein Gemahl aus; „er sprach ja französisch zu Ihnen!“ Da sagte mich ein Lachschauer, daß ich das Gesicht hinter meinen Fächer verbergen mußte; es dauerte fast eine Viertelstunde, bis ich mich ganz erholt hatte. Alles verlief auf's Beste. Die guten Leute wurden reichlich mit Wein und anderen Getränken bewirthet und tranken auf unsere Gesundheit, ich weiß nicht, wie oft. Alle gingen endlich höchst zufrieden, dente ich, weg. Aber die ganze Sache war arg ermüdend. Meine Tochter hat mich sogar gebeten, beim Souper nicht erscheinen zu müssen; sie hat sich wohl schon zur Ruhe begeben. Ich bin jetzt wieder so erfrischt, daß ich auch nach dem Abendessen unsere Partie Piquet aufmerksam spielen kann.“

Der Baron trat ein und sagte: „Auf dem Wege vom Dorfe herbin ist eine ungeheure Menschenmenge; aber Niemand wird hereinkommen. Wir können ruhig schlafen; ich habe die Zugbrücke aufziehen lassen.“

Wir gingen zu Tisch. Der Baron kam mir trotz der Anstrengungen, die er machte, um unbesorgt zu erscheinen, ziemlich unruhig vor; gleichwohl fiel er nach dem Abendessen wie ge-

wöhnlich in Schlaf, und ich setzte mich mit Frau von Malpeire an den Spieltisch. Gegen 11 Uhr kam Mademoiselle Boinet, höchst bestürzt aussehend, herein. „Ich weiß nicht, was vorgeht“, meldete sie; „draußen ist ein großer Tumult. Von hier aus kann man nichts hören; wenn aber der Herr Baron herunter in den Hof gehen will, kann er vielleicht erfahren, woher der Spektakel rührt.“ „Man bringt uns vielleicht eine Serenade“, meinte Frau von Malpeire, die Karten mischend. „Ich gehe hinunter und überzeuge mich, was es ist“, rief der Baron, aus seinem Schloße aufstehend; „bleiben Sie hier oben, Champaubert, es ist nicht der Mühe werth, Ihr Spiel zu unterbrechen. Kaum war er hinausgegangen, als die Glocken der Dorfkirche zu läuten begannen. „Es ist Sturm“, rief ich aus. „Dann ist gewiß irgendwo Feuer ausgebrochen“, versetzte die Baronin; „leider ist dies bei den vielen Holzbauten und Strohdächern hier nur ein zu häufiges Vorkommniß. Besonders solche Festtage sind in dieser Beziehung Gefahr bringend.“

„Ein Feuer müßte man von hier aus sehen können“, sagte ich, an ein Fenster tretend. Es herrschte ein unbeschreibliches Dunkel, und die Luft war drückend und schwül. Nur eine Anzahl Lichter, augenscheinlich die Kienfadeln der Bauern, bewegte sich in der Richtung auf das Schloß zu.

Ehe ich der Baronin meine Beobachtungen mittheilen konnte, kam der Hausherr zurück, mit einer Finte in der Hand. „Es ist ein wirklicher Aufstand, ein bewaffneter Angriff“, sagte er mit einem Gemisch von Selbstbewußtsein und Aerger. „Ihrer vierhundert oder fünfhundert stehenden und schreienden jenseits des Grabens dem Thor gegenüber.“ „Was wollen sie eigentlich“, fragte die Baronin, ohne sich im Geringsten zu beunruhigen. „Wer weiß?“ erwiderte ihr Gemahl; „Choisset wollte von der Thorjünne zu ihnen sprechen; aber sie schrien nur um so lauter, und ich konnte nur den Ruf: „Der Abbat, der Abbat!“ verstehen, gerade, als ob wir ihn gefangen hielten. Einige haben Gewehre, die Weissen aber sind nur mit Messern und Sense bewaffnet. Es ist keine Gefahr, daß sie uns mit Sturm besorgen. Das einzige, was ich fürchten würde, wäre, daß sie uns durch die Gartenpforte von dieser Seite überfallen.“ Aber diesen Eingang vertheidige ich leicht. Den ersten Mann, der dort erscheint, schieße ich nieder und so jeden folgenden.“ „Gott, mein Gott“, schrie nun die Baronin, ernstlich erschreckt, „und meine Tochter!“

„Sie soll hierhin kommen“, antwortete der Baron; „von dem Balkon ihres Zimmers werde ich die Gartenpforte überwachen.“ Haben Sie keine Aufträge für mich?“ fragte ich. „Kommen Sie mit mir“, versetzte er kurz.

Frau von Malpeire nahm einen Leuchter, und wir folgten ihr den Gang entlang, der zu ihrer Tochter Zimmer führte. „Sie schläft wohl fest“, sagte sie, „und ihre Thüre ist fest von ihr zugeschlossen; ich habe aber meinen Haushülftel in der Tasche. Ich gehe zuweilen für einen Augenblick zu ihr herein, um sie schlafen zu sehen.“ Sie öffnete die Thür, und ich bemerkte sogleich unterhalb des Spiegels die kleine Holzfigur, die der Baron in seiner Jagdtasche gefunden hatte. Fräulein von Malpeire war aber nicht in ihrem Zimmer. „Sie ist nicht hier“, rief die Baronin aus; „oo, oo Gotteswillen, mag sie nur sein!“ Mein Blut gerann fast zu Eis; ich erinnerte mich der Gestalt, die unterhalb des Fensters vorbeigeschlichen war, die leisen Schritte, die ich im Bouboir gehört hatte, und der drohenden Worte, die schon während der letzten Stunden immer in meinen Ohren wiederklungen: „Sie werden es bald erfahren!“ Dann durchsuchte wie ein Blitz mich der Gedanke an das Gesicht der Menge; „der Abbat! der Abbat!“ Wie versteinert vor Schrecken stand ich da, als der Baron, der die anderen Gemächer nach seiner Tochter durchsucht hatte, zurückkam und leichenblass ausrief: „Man hat sie weggeschleppt! Wir müssen sie befreien oder sterben.“ „Ich gehe mit Ihnen“, antwortete ich mit Verzweiflung im Herzen. Die Worte waren kaum meinen Lippen entflohen, als mein Blick auf einen Brief fiel, der auf einem Tische in der Ecke des Zimmers lag. Ich deutete auf ihn hin; Frau von Malpeire ergriff ihn fürmlich und reichte ihm ihrem Gatten mit den Worten: „Lesen Sie, lesen Sie! Es ist meiner Tochter Handschrift und an Sie gerichtet.“

Der Baron öffnete den Brief, und Leichenblässe trat auf sein Gesicht. Er las ihn zu Ende und reichte ihn mir; der starke Mann stolperte und fiel hüftlos zu Boden. Seine Frau kniete zu ihm nieder und rief wild um Hilfe. Als der Baron wieder zu sich kam, las ich folgende Worte:

„Mein Herr! Der Augenblick ist da, wo die Geheimnisse meines Herzens Ihnen kund werden müssen. Ich habe meine Liebe und meine Hand einem Manne zugesagt, der nach den Begriffen der Welt mir nicht ebenbürtig ist. Ich liebe ihn, weil er alle Tugenden seines Standes besitzt: Offenheit, Ehrlichkeit, Schlichtheit und unerborene Sitten. Mit ihm fürchte ich die Armut nicht; seine schwindele Hand ist an harte Arbeit gewöhnt. Ich werde das Brod mit ihm theilen, das er im Schwelge seines Angeichts verdient. Wenn ich jetzt mit ihm unter das Dach seiner würdigen Eltern stehe, thue ich

es, weil tyrannischer Despotismus mich zum Aeußersten getrieben hat. Um dem Elend einer aufgezungenen Heirath zu entgehen, habe ich mich unter seinen Schutz begeben. Denket nicht daran, mich aus meiner Zufluchtsstätte zurückzujagen. Tausend starke Arme und tapfere Herzen werden des Bauern Braut umgeben und des Edelmann's Tochter vor einer Tyrannin schützen, die sie zwingen wollte, einen Mann zu heirathen, den sie nicht liebt. Wenn Ihr meine Ehre wahren wollt, wenn Ihr dem Kinde, das die Erde einst das Euerer nannte, wenn Ihr es jetzt auch beschützen und verfochten mögt, einen unbesetzten Namen sichern wollt, so sendet mir Euerer schriftliche Einwilligung zu meiner Heirath mit Francois Pinatel, damit ich in den Augen der Welt die rechtmäßige Ehefrau eines Mannes werde, mit dem in das Dunkel der Nacht zu fliehen ich mich nicht scheue habe, dem ich zu dieser Zeit in Gegenwart einer Volksmenge Treue versprochen haben werde, und den ich nie verlassen werde, im Leben, noch im Tode. Ich kann jetzt nicht erwarten, daß Ihr, mein Vater und meine arme Mutter, mir verzeihen werdet, aber ich hoffe, der Tag wird kommen, an dem Ihr es thun werdet.“

Der Baron wandte sich an mich mit einer Ruhe, die schredlicher als der heftige Zornesausbruch war, und sagte: „Sie muß jenen Mann heirathen. Ich werde meine schriftliche Einwilligung senden; und wenn das Schriftstück unterzeichnet und abgeschickt ist, werde ich kinderlos sein und vergessen, daß ich je eine Tochter hatte.“

Nach einer Pause fügte er in einem Tone, dessen ich selbst nach so langer Zeit nicht ohne Schauern gedenken kann, hinzu: „Verflucht sei der Tag, an dem sie geboren wurde! Verflucht der Tag, an dem Gott in seinem Zorn sie wider von den Todten zurückrief! Verflucht sei ihr Leben in dieser Welt und in der —“ „O, sage nicht in der nächsten“, schrie die unglückliche Mutter und preßte ihre Hand auf seinen Mund. Auch sie hatte den Brief gelesen und unter Händeringen geklagt: „Meine Tochter ist irrenhaft geworden, meine Tochter hat den Verstand verloren.“

Welch furchtbare Nacht hatten wir zu überleben! Alles in mir schien zertrümmert und vernichtet. Der Baron, unfähig, das hysterische Weinen seiner Gattin anzuhören, folgte mir auf mein Zimmer. Sein Kummer war finster und schweigend. Raslos schritt der alte Herr im Zimmer auf und ab und zuweilen trat er an's Fenster, wie um Athem zu schöpfen. Vor dem Schloße war alles Geräusch erloschen; die Aufregung unter dem Volkshaufen war offenbar durch einen unerwarteten Umstand befänstigt worden, und Niemand stand mehr vor dem Eingangsthor.

Zwischen 12 und 1 Uhr kam Choisset in's Zimmer und meldete mit Thränen in den Augen: „Die Frau Baronin hat einen langdauernden Anfall von Ohnmacht gehabt. Jetzt ist sie besser und wünscht den Herrn Baron und den Herrn Marquis zu sehen.“

Wir gingen zusammen hinab. Bei unserem Anblicke war Frau von Malpeire sich zu den Füßen ihres Gemahls und rief mit von Schlägen oft unterbrochener Stimme: „Ich kann, ich will sie nicht aufgeben. Sie müssen Mittel mit dem armen, bethörten Kinde haben. Sie müssen mich zu ihr gehen lassen; es ist meine Pflicht, es ist mein Recht. Ich muß sie erretten vor jenem schredlichen Menschen. Bald wird sie ihren Fehltritt bereuen; dann will ich sie in ein Kloster bringen und mich dort mit ihr vor der Welt vergraben. Die Religion gebietet uns, barmherzig zu sein. Sie lehrt uns, daß die schwersten Sünden durch Reue geführt werden können.“

„Die Reue kann Gottes Verzeihung herabziehen“, entgegnete der Baron, „aber sie kann nicht die Schande tilgen. Unser Name und unser Haus dürfen nie Entehrung tragen.“

Langsam, aber vergeblich, stehle die arme Frau in Thänen des bitteren Grammes, die mir das wundete Herz zerschneiden. Der Baron blieb unbewegt. „Nichts“, sagte er, „kann die Schande auslösen und das Vergangene ungeschehen machen. Hier ist für uns keine Wahl, wir können nur einen Weg einhalten. Das unglückliche Mädchen hat sein Loos selbst erwählt und es muß dabei verbleiben. Sie muß den Mann, mit dem sie entronnen ist, heirathen und für uns nicht mehr existieren.“

So verging die Nacht. Die aufgebende Sonne fand uns an derselben Stelle zusammenhängend, bleich, mit gebrochenem Herzen, auf's Aeußerste elend. Früh am Morgen schrieb der Baron die zu seiner Tochter Heirath nothwendige Zustimmung und schickte sie sogleich ab.

8. Kapitel.

Die Emigranten.

Die heftige Erregung, die ich durchloset, und die trampfahne Anstrengung, die ich gemacht, um nicht vor Fräulein von Malpeire's Eltern meinem Schmerz zu unterliegen, brachten mich in einen Zustand körperlichen Leidens und geistiger Niedriggelassenheit, dem bald beängstigende Symptome folgten, und schon am folgenden Tage erklärte der herbeigerufene Arzt mich dem Tode nahe. Für lange Zeit wackelten die äußersten Schwächezustände mit heftiger Aufregung; endlich aber siegte die Natur. Die erste klare

Erinnerung ist, daß ich, erwachend, eine Dame neben meinem Bette sitzen sah. Es war Madame de Malpeire, die ich nicht sogleich erkannte, weil sie weder pudor, noch Schönheitsflüsterchen trug. Sie hatte mich Tag und Nacht nicht verlassen und nächst Gott verdankte ich ihrer und ihres Gatten treuer Pflege mein Leben. Sechs Wochen hatte meine Krankheit gedauert, und an manchem Tage hatte der Doktor, der aus D. kam, erklärt, ich werde wohl kaum die folgende Nacht überleben. Dieser Arzt war ein scharfblickender und kluger, kleiner, alter Mann. Er hatte sich über die Ursache meiner Krankheit nicht getäuscht und sagte, sobald er bemerkte, daß Bewußtsein und Gedächtniß in mir sich wieder gestärkt hatten, in meiner Gegenwart zu der Baronin: „Die Luft dieser Berge ist für unseren Patienten zu angefeindet. Ueberdies müssen wir bedenken, daß der Winter hier acht Monate dauert, und daß wohl bald der Schneefall beginne und die Wege unpassierbar machen wird. Meine Meinung ist, daß Herr von Champaubert sogleich aufbrechen sollte. So schnell er auch ist, fürchte ich die Reise doch nicht für ihn. Wenn er nicht zu reiten vermag, kann man ihn leicht in einer Sänfte tragen.“

Ruhelos drehte ich mich hin und her und seufzte. Der Versuch, aufrecht zu sitzen, war für mich zu anstrengend gewesen, und meine Gedanken verwirrten sich wieder. „Ja, Doktor“, murrte ich, „Sie werden mit mir kommen. Auf dem Schnee am Ende des Passes von Malpeire werden wir Halt machen, und Sie werden mich dort verlassen.“ „O nein, wir werden weiter reiten“, antwortete er hastig; „Sie werden zu Ihrem Vater gehen, der Sie erwartet.“ „Mein Vater!“ rief ich, indem ich dem neu angelegten Gedankenquag folgte; „weiß er, daß ich krank bin? Hat er gekriegt?“

Ein ängstlicher Blick der Baronin schen den Arzt zu fragen, ob sie antworten dürfe. „Erzählen Sie ihm Alles“, entgegnete er. „Der Baron hat einige wenige Zeilen von Ihrem Vater erhalten“, sagte sie, sich über mich beugend. „Er ist wohl und in Sicherheit. Aber schredliche Dinge haben sich ereignet.“ Ihr Gemahl kam in diesem Augenblicke herein, und er war es, der mir von den furchtlichen Tagen des 5. und 6. Octobers Kunde gab. Mein Vater hatte die königliche Familie nach Paris, sowie später auf ihrem unglücklichen Fluchtversuche begleitet; dann war er für wenige Stunden nach Hause geeilt und ging am folgenden Tage in ein freiwilliges Exil. In Turin erwartete er meine Ankunft.

Diese schredlich überraschenden Nachrichten gaben meinen Gedanken eine andere Richtung, und für einen Augenblick vergaß ich Mademoiselle von Malpeire. Aber bald fielen meine unruhig wandernden Blicke auf eine kleine Blume, die Mademoiselle de Malpeire einst getragen und dann in eine Ecke des Speisezimmers geworfen hatte; ich hatte sie aufgehoben und in einen Blumentopf gepflanzt, und die kleine Pflanze hatte Wurzeln geschlagen und ragte jetzt schon über den Rand der Vase hervor. Augenblicklich kam mein fiebernder Kopf in die Kissen zurück, bittere Gedanken begannen wieder über mich zu regnen, und ich sah die eliche Veränderung bemerkte, erhob sich jetzt und sprach in entschiedenem Tone: „Nun wohl, mein Herr, morgen reisen wir.“

An demselben Abend ließ Frau von Malpeire allein neben meinem Bette. Ich weiß nicht, welchen Ausdruck mein Gesicht trug, als ich sie anblickte und dabei an eine Andere, deren Namen ich nicht äußern konnte, dachte; aber die arme Frau brach in Thränen aus und sagte mit leiser Stimme: „Ich traure um sie, als ob sie todt wäre.“ Keine andere Erklärung fand zwischen uns statt; doch wir verstanden uns. Die Wunde in meinem Herzen war so tief und schmerzhaft, daß ich durch jede Berührung meine Leiden zu vermehren fürchtete. Ich schwieg. Später kam der Baron, und gegen 12 Uhr drückten Beide mir herzlich die Hand und zogen sich zurück. Adèle Boinet zögerte noch einen Augenblick, dann wünschte auch sie mit einer ihr ungewohnten kummervollen Miene mir gute Nacht. „Auf Wiedersehen morgen früh!“ Sie preßte ihr Taschentuch gegen die Augen und ging hinaus. Eine gutmüthige, dicke Magd kam, um bei mir zu wachen. Da sie mich schlafen glaubte, begann sie in ihrem Landesdialekt zu sich selbst zu sprechen und meine bevorstehende Abreise, sowie die ihrer Herrschaft zu besorgen. Der eintönige Klang ihrer Stimme schlieferte mich ein, und zum ersten Male fiel ich in einen für mehrere Stunden ununterbrochenen erquickenden Schlummer.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, schien die Sonne hell und klar in mein Zimmer, dessen Thüren und Fenster geöffnet waren. Der Doktor stand reisefertig an meinem Bette. „Kommen Sie“, rief er munter, „Sie sind viel besser. Wir müssen den heutigen schönen Tag benützen und in einer Stunde aufbrechen.“ Ich ließ mich wie ein Kind ankleiden, lehnte mich dann auf den Arm des freundlichen Arztes und versuchte, einige Schritte zu gehen; aber ich war so schwach, daß ich kaum die Thüre erreichen konnte. „Das darf Sie nicht kümmern“, sprach er ermunternd, als er mich zu einem Sessel zurückführte; ich habe eine gute Sänfte mit dichten

Vorhängen bestell, in der Sie sehr bequem sitzen werden. Sie hält am Fuße der Treppe. Wenn Sie nicht so weit gehen können, werden wir Sie hinabtragen.“ „Ich muß mich zuerst von Herrn und Frau von Malpeire verabschieden“, sagte ich, während mir Wehmuth die Stimme ersäufte. Er antwortete: „Man hat Ihnen den Schmerz dieses Abschiedes eripart. Es würde nur ein neuerummer für Sie gewesen sein, den Sie nicht ertragen hätten. Seit mehreren Tagen ist Alles für deren Abreise vorbereitet worden. Beide haben nur gewartet, bis Sie ganz außer Gefahr seien, und diese Nacht haben sie das Schloß verlassen.“ „Für lange Zeit?“ fragte ich, über diese Nachricht bestürzt. „Wahrscheinlich für immer“, war die betrubete Antwort; „sie wandern aus.“

Veinade ohnmächtig wurde ich in die Sänfte hinabgetragen und ließ mich forttragen, ohne zu fragen wohin, und ohne einen Blick nach rückwärts zu werfen. Der Doktor begleitete mich zu Pferd. Als wir am Passe von Malpeire angelangt waren, stieg er ab und schlug die Vorhänge meiner Sänfte auseinander. Die frische Luft belebte mich, ich richtete meinen Kopf empor und starrte auf den melancholischen Anblick, den die Gegend darbot. Die sich längenden Schatten der Felsen hatten schon den Rand der Schlucht erreicht; der Wildbach toste in seinem tieferen Bette, und herbstlich gelbe Blätter bedeckten den Saumpfad. Ein kleiner Vogel hüpfte auf dem Stein umher, auf den man einst Fräulein von Malpeire's Waage gestellt hatte, und sein lustiges Zwitschern mischte sich kontrastförmig mit dem tobenden Brausen des unbändigen Gewässers. Mit leisem Stöhnen barg ich mein Gesicht in meine Hände. Der Arzt beugte sich über mich und fragte besorgt, wie ich mich befände. Stumm brückte ich seine Hand, und gab ihm ein Zeichen, die Vorhänge zu schließen. Der Anblick dieses Ortes machte mich schwindlig und toll; eine wilde Begier schloß mich, in den Abgrund mich hinabzuflürzen und mein Leben in den kalten Wogen des schäumenden Flusses zu erlösen. Dies Delirium ließ nach, als wir an der anderen Seite den Berg hinabzusteigen begannen, als fanftere Luft mich umwobte. So verließ ich einen Ort, wo ich in einem kurzen Zeitabschnitte den entzündlichsten Traum von Glück genossen und die bitterste Pein, die das menschliche Herz treffen kann, erlitten hatte.

Fast Tage später kam ich in Turin an, wo ich meinen Vater fand. Der Doktor, der mich bis dorthin begleitet hatte, mußte jetzt in die kleine Stadt, in der er lebte, zurückkehren. Diese Trennung griff mich sehr an; denn ich hatte mich an den treuen Freund, dessen Sorgfalt und Kunst mein Leben gerettet hatte, eng angegeschlossen. Aber noch ein anderes, seltsames, ja lächerliches Gefühl, das ich mir selbst nicht recht eingestehen mochte, ließ mich seinen Abschied bedauern. Er kannte Fräulein von Malpeire; er hätte mit mir von ihr reden können. Kurz vor seiner Abreise befiel mich nochmals eine eidschaftliche Erinnerung, ich nahm ihn zur Seite und fragte mit fast versagender Stimme: „Wer weiß, was das Schicksal jenes unglücklichen Mädchens ist? Ich bitte Sie, forschen Sie nach ihr! Vielleicht hat sich ihr Sinn noch im letzten Augenblicke gewendet, und sie hatte jenen Mann verlassen. Was wird in diesem Falle aus ihr werden? Ihre Eltern hatten sie erbt und verflohen. Niemand ist da, der ihr eine helfende Hand böte, sollte sie ihre Schritte zurücklenken wollen. Dieser Gedanke macht mich elend. Ich möchte mein Leben hingeben, um sie zu retten, um sie von jenem Menschen loszureißen.“ Mitleidig prüfend blickte der Arzt mich an, dann versetzte er kurz: „Glauben Sie mir — Sie müssen sie vergessen! Für Sie bedeutet das Mädchens Glück oder Unglück nichts — nichts; ihm wird das Loos, welches es selbst gewöhlt hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Die höchste Telegraphenleitung.

Die höchstgelegene Telegraphenstation der Welt ist neuerdings die von Khambajong in Tibet, welche 15,700 englische Fuß über dem Meerespiegel liegt. Diese von der indischen Telegraphen-Verwaltung erbaute Anstalt dient auch dem internationalen Verkehr, obgleich sie ursprünglich nur zur Verbindung der militärisch-diplomatischen Expedition des Obersten Young Hurband, der im Auftrag der indischen Regierung nach Tibet unterwegs ist, mit dem Heimathland bestimmt war. In Khambajong hat der Oberst vorläufig sein Lager aufgeschlagen und von hier aus kann er auf der neugebauten Telegraphenlinie seine Meldungen nach Darjeeling (Britisch-Indien) erstatten. Der Bau dieser oberirdischen Telegraphenleitung, welche eine Länge von etwa 150 Meilen hat, war mit großen Schwierigkeiten verbunden, da die Arbeiten meist bei Regen und in ganz beträchtlichen Höhenlagen des Himalaya-Gebirges ausgeführt werden mußten. Dazu kam, daß die Linie vielfach durch dichten, fast undurchdringliches Gebüsch geleitet werden mußte. Der höchste Punkt der Telegraphenleitung befindet sich bei Subeba-La, das 17,000 Fuß über dem Meerespiegel liegt. An einer höheren Stelle ist bisher wohl niemals eine Telegraphenlinie angelegt worden.

Was Du Gutes gelhan vergiß, und thue etwas Besseres.